



DAS MAGAZIN

FÜR DIE

LITTERATUR DES IN- UND AUSLANDES

WOCHENSCHRIFT DER WELTLITTERATUR.

Begründet von Joseph Lehmann.

Herausgegeben von Alfred Stössel und W. v. Reiswitz.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. — Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 d. Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ in Dresden-N. entgegengenommen. Anzeigen 30 Pf. d. dreigesp. Petitzeile.

59. Jahrgang.

Dresden, den 23. August 1890.

Nr. 34.

Inhalt: B. Linz: „Eduard von Bauernfeld †“. — Hermann Bahr: „Von der Berliner Kunst-Ausstellung“. — Dr. Achelis: „Zur vergleichenden Rechtswissenschaft“. (Schluß.) — Karl Rehberg: „Allerhand Gutgemeintes“. (Fortsetzung.) — Karl Theodor Gaedertz: „Ein Münchener Mysterienspiel im Jahre 1510“. — Silesius: „Gottfried Keller“. (Schluß.) — K. Baranzewitsch: „Der Quälgeist“. — Litterarische Neuigkeiten. — Anzeigen.

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt. Zusendungen: für die Redaktion nach Dresden-A., Reichenbachstr. 1; für den Verlag, Bestellungen etc. nach Dresden-N., Schillerstr. 56.

Eduard von Bauernfeld †.

Von B. Linz.

Wer den alten Bauernfeld sah, auf der Ischler Esplanade, in einem „gemütlichen Plauscherl“ mit schönen Wienerinnen, die ihn so lieb gehabt, oder an warmen Herbstnachmittagen, wenn die Sonne das rote Laub vergoldete, in dem schimmernden Stadtpark, der wie ein köstliches Sonett der vornehmen Lebensfreude anmutet, oder wer ihn einmal in der Heimat seines Ruhmes belauschte, wenn er in dem traulichen Theaterchen am Michaeler-Platze sich an den bunten Turnieren der ersten schauspielerischen Größen ergötzte, der mußte aus jeder seiner raschen, nachlässigen und lebensvollen Gebärden, welche die Freude rundete, aus den im Übermut geschliffenen Sätzen, welche wie Papierpfeile von den mokanten Lippen schwirrten, aus dem launischen Spiel dieser beweglichen Miene, in welcher eine unerschöpfliche, gutmütige Bosheit nistete, aus diesem allen mußte er immer denselben charakteristischen Zug herauslesen, der diese ganze Erscheinung beherrschte: daß es ein Wiener war durch und durch, daß in sein Wienertum kein fremder Tropfen gemischt war und daß das ganze Wienertum in ihm steckte, wie viel es nur an schalkhafter Anmut, an treuherziger Begeisterung, an mißvergnügter Nörgelei, an ungenierter Selbstpersiflage und leicht verfliegender Melancholie enthält. Wienerisch war an ihm, daß er die Pose nicht kannte, das Maskenhafte, Gewollte und Erzwungene, die steife Verlogenheit aus Prinzipien, welche von ihren Tartüffs als „Selbstzucht“ ange-

priesen wird, in seinem Leben nicht und nicht in seiner Dichtung, sondern der Eingebung der augenblicklichen Laune ohne Widerstand gehorchte, wie es ihm gerade durch den Querkopf fuhr, ob's den Leuten hoch oben oder tief unten recht war oder nicht; er hatte an sich nichts Gemachtes, sondern seine Weise und seine Kunst wuchsen aus seiner Natur, frei wie Blumen auf dem Felde. Wienerisch war an ihm das Natürliche und Zwanglose, in seiner Tracht wie in seinem Stil: sein Dialog bauschte und faltete und zerknitterte sich wie sein Rock, damit es nur recht bequem wäre, und seine Perioden wie seine Kravatten waren meistens verschoben. Und wienerisch war auch das an ihm, daß er bei solcher Willkür und Nonchalance doch immer ein „Kavalier“ blieb, wie der Wiener den Mann von natürlichem Adel in Geste und Äußerung nennt, als Ritter vom Geiste auf den ersten Blick erkenntlich. Gerade, wenn man sich am meisten über ihn ärgerte, mußte man ihn am meisten lieben. Es ist vielleicht gut, die Wiener daran zu erinnern, daß die sechs Größten, die sie in diesem Jahrhundert besessen, Nestroy, Raimund, Bauernfeld, Grillparzer, Strauß und Makart, alle Stockösterreicher durch und durch waren, auf dem Boden der Heimatprovinz erwachsen und aus dem landschaftlichen Geiste herauserschaffend.

Bauernfeld war also ein Wiener, aber er war durchaus ein Wiener vom alten Schlag, von jenem im Aussterben begriffenen Österreichtum aus dem Vormärz, der Reaktion und dem Konkordat — das macht das zweite Merkzeichen seines Charakters. Die Österreicher kamen zuletzt in der großen revolutionären Entwicklung Europas zu modernen Zuständen, die Bedrückung des Bürgertums währte an

der Donau am längsten. Darum blieb diesen verspäteten Nachzüglern des Liberalismus die rauhe Leidenschaft, der große Freskenzug, der römische Stil der ersten Freiheitskämpfer versagt; dieses Bürgertum erzeugte keine republikanischen Helden, aber es hatte dafür eine freudige, unverzagte und gelassene Zuversicht, die sich nicht irre machen ließ, weil sie in aller Nachbarschaft täglich neue Bürgschaften der Hoffnung fand und warten konnte in mitleidig lächelnder Geduld, weil früher oder später sich seine Wünsche doch erfüllen mußten. Darum konnte der Liberalismus des österreichischen Bürgertums so milde und verschmizt, so gemütlich und bescheiden und dabei doch von so überlegener Ironie sein — eine Mischung, für die ich in keinem andern Lande ein Beispiel weiß.

Der eigentliche Herzensdichter dieses graziösen Liberalismus gewesen zu sein — darauf beruht Bauernfelds litteraturgeschichtliche Bedeutung und das Geheimnis seiner großen Erfolge. Aus ihm dichtete er, wie er in ihm lebte. Das hat ihn über ein halbes Jahrhundert zum verzärtelten Liebling aller Österreicher gemacht, und das hat ihm die beste That eingegeben, die er vollbracht: das österreichische Lustspiel.

Hier ist sein eigentliches Verdienst. Seine politische Lyrik, eben weil sie nur den Witz des Tages brachte und zu viel Geschmack besaß, die Dinge tragisch zu nehmen, ist schnell veraltet; ihre lustige Unbefangenheit ist uns nicht gewürzt genug. Aber seine Lustspiele sind Dokumente des Österreich von 1830 bis 1870, in welchen die ganze seelische Fassung dieser Zeit und, sozusagen, eine Biographie ihres Gemüts steckt: eben darum sind sie vollkommene Kunst. Wir können uns ihrer Form wie einer abgetragenen Mode entwöhnen; es kann uns der Wandel des rastlosen Geschmacks zu anderen Stilarten treiben; von anderen Problemen bedrängt, die an anderen Gestalten erscheinen und neue Wünsche erwecken, werden wir für sie andere Ausdrücke suchen. Aber es wird uns nach manchem vermessenen Wagnis am Ende doch auch nichts anderes übrig bleiben, als mit redlichen Sorgen zu versuchen, was Bauernfeld in glücklichen Erfolgen gelang: aufrichtige Kinder der Zeit zu sein, der Zeit, wie sie sich in der Heimat offenbart mit ihrer ganzen Weise redlich und triebkräftig uns zu erfüllen, und endlich ihr Wesen, wenn es recht deutlich in uns erwacht ist, in lebendigen Kunstwerken zu verwirklichen, in einer Form, die sich hierzu am geschmeidigsten fügt.



Die Berliner Kunst-Ausstellung.

Von Hermann Bahr.

Die 62. Berliner akademische Kunst-Ausstellung zeichnet sich dadurch aus, daß sie als ein wahres Schulbeispiel und Muster einer Ausstellung, wie sie nicht sein soll, gelten kann. Sie ist schlecht im ge-

wöhnlichen und im besonderen Sinne; sie ist schlecht für den genießenden Laien, wie für den lerneifrigen Fachmann, wie für die fragende Begierde des Kulturbummblers, der um Dokumente reist.

Schon als simpler Bilderladen ist sie schlecht: kein Händler wagte es, so wenige erträgliche Bilder unter so vielen mißratenen zu verstecken; dann als Ausstellung, selbst wenn man sie bloß geschäftlich, gar nicht künstlerisch nimmt. Bei aller Bescheidenheit und unter Verzicht auf den Beifall der Einsichtigen — dem Interesse der großen Menge sollte sie doch mindestens etwas bieten, die Neugierde des Publikums füttern, Diskussionen anregen und unterhalten. Aber es fehlen die Bilder, welche Bewunderung, Widerspruch und Kampf der Meinungen wachrufen, in der Erinnerung bleiben und alle Gespräche begleiten; die Bilder, „welche man gesehen haben muß,“ die Bilder, welche in alle Schaufenster kommen.

Noch weniger leistet sie als lokale Ausstellung. Das wenigstens, wenn sie schon stolzerem Ehrgeiz entsagt, das wenigstens müsse sie doch zeigen, was die Berliner können, was sie wollen, was in ihren Werkstätten geschieht. Aber sie verstümmelt die Profile selbst der Berliner Gegenwart und verklebt ihren Charakter unter einer kreidigen, fahlen und entfärbten Monotonie. Von den frisch und fröhlich wetteifernden Feinden zwischen der alten und der neuen Weise sind kaum ein paar schüchterne und verzagte Zeichen. Als hätte man sich das Wort gegeben, das Publikum nur ja nichts merken zu lassen von allen Ereignissen, welche die Entwicklung der Berliner Kunst bestimmen, damit es nur um Gottes willen nicht etwa den Respekt vor der akademischen Unfehlbarkeit verliere! So schwächen die Alten das Traditionelle in ihrem Temperament und die Jungen hinwieder schwächen das Revolutionäre so lange scheu und furchtsam ab und so lange versteckt und vergräbt jeder seine eigentliche Weise hinter konventionellen Behelfen, bis sie sich am Ende in einem unerträglichen und charakterlosen Kompromiß begegnen, der nicht Tradition und nicht Revolution, nicht Schönheit noch Wahrheit, weder alt noch jung, sondern überhaupt gar nichts ist, eine laue, magere, ungewürzte Bettelsuppe, gegen die jeder Geschmack mit Ekel revoltiert.

Und nun gar, wenn man sie erst auf ihre gesamtdeutsche Bedeutung untersucht, von einer internationalen für die Kultur der Welt ganz zu geschweigen!

Man muß nur einmal einen Moment die Augen zuthun und sich eine Weile besinnen, um der unverzeihlichen Versäumnis inne zu werden, welche diese leichtfertige Karikatur einer Ausstellung auf dem Gewissen hat.

Es ist eine Zeit, um die uns die Enkel einst beneiden werden, so groß, so reich und so stürmisch in unerschöpflichen Neuerungen. Da bleibt kein Stein auf dem anderen in den alten Gefügen! Die ganze Welt, im Denken und im Thun, wie viel es nur menschliches giebt, wird umgebaut und aus den sinkenden Ruinen steigen stolze Säulen einer kühnen,